



## Charles Vogelbacher: Unterwegs mit Geschichten und Gesprächen.

Die auf dem Regal stehenden analogen Fotoapparate – darunter eine 4x4-Yashica und eine Nikon F erinnern an die erste Berufslehre, die Charles Vogelbacher vor bald 60 Jahren bei Hans Blättler an der Luzerner Pilatusstrasse als Fotolaborant absolviert hat, mit einem zusätzlichen Lehrjahr noch in Zürich als Fotograf. Doch die Fotografie wurde nie sein Hauptberuf, die Welt durch den Sucher zu sehen war ihm immer zu wenig direkt. Mehr und mehr wurde der direkte und unvermittelte Umgang mit Menschen zu seiner Lebensaufgabe.

### **Bestehendes Tandem weitergeführt**

Dazu gehört jetzt auch das Engagement bei Zeitgut, das der 75-Jährige seit rund zwei Jahren wahrnimmt – und das gleich zweifach. Die letzten 19 Jahre seines Berufslebens bis zur Pensionierung arbeitete Charles bei Caritas in verschiedenen Funktionen: Er betreute Asylsuchende, leitete zwei Jahre das Asylzentrum Reussport, unterrichtete in Wolhusen unbegleitete jugendliche Flüchtlinge. Bei Caritas begegnete er auch Marlise Britschgi, später waren sie gemeinsam im Vorstand des Caritas-Rentnerverbands. Marlise, die jetzt 82 Jahre alt ist, erblindete vor ein paar Jahren, seit sechs Jahren ist sie völlig blind.

«Es goht mer so guet, mängisch tuen ich mich sälber beniide.»

Charles führte sie schon seit längerem aus, ging mit ihr dem See entlang spazieren und eines Tages machte ihn Marlise auf Zeitgut aufmerksam. Nach einem Gespräch mit der Zeitgut-Koordinatorin wurde Charles Genossenschafter. An den nachmittäglichen Spaziergängen mit der erblindeten Rentnerin änderte sich nichts. Zweimal monatlich begleitet er Marlise, meist wird der Ausflug bei einem Glas Wein in Marlis Wohnung beendet. Die Stunden, die Charles zugute hat, schenkt er Zeitgut, damit jemand anders davon profitieren kann. «Ich war ja schon vorher mit Marlise unterwegs», sagt Charles, «also kann ich diese Zeit gut und gerne Zeitgut schenken.» Er ermöglicht so andern Menschen, die Unterstützung bedarf haben, jedoch keine Möglichkeit sehen, selber ein Zeitguthaben aufzubauen, einen Zeitgut-Beitritt.

#### **Der Rollator heisst Ferrari**

Sein zweites Engagement nimmt Charles bei einem 86-jährigen Mann wahr, der demenzkrank im Alterszentrum Höchweid in Ebikon lebt. Wöchentlich geht Charles mit Géza, dem gebürtigen Ungar, auf einen Spaziergang. Mit dabei ist der Rollator, den Charles Ferrari nennt. Charles: «Géza erzählt dabei gerne von früheren Zeiten, als er Handballer in der ungarischen Nationalmannschaft war. Der Zufall wollte es, dass ich Géza über die Familie meiner Frau flüchtig kannte. Das erleichtert den

Umgang und ermöglichte auch das Du.» Charles liebt den Sprachwitz von Géza, auch wenn aufgrund der Krankheit nicht immer klar ist, wieviel erlebte Erinnerung in den Geschichten steckt. Ein wunderbarer Satz von Géza ist Charles hängen geblieben: «Es goht mer so guet, mängisch tuen ich mich sälber beniide.»

Ein weiteres Zeitgut-Engagement hat Charles nach der ersten Begegnung abgebrochen: «Es hat einfach nicht gepasst.» Kann und darf auch vorkommen. «Aber meine andern beiden Tandem-Begegnungen sind eine wirkliche Bereicherung», fasst Charles zusammen. In seiner Biografie gibt es aber noch viel anderes, das ebenfalls zum Lebensreichtum von Charles Vogelbacher gehört. Vieles ist mit Reisen verbunden: Nach ersten Berufsjahren als Reprofotograf in Zürich und später beim legendären Siebdrucker Bösch in Luzern, der auch für Emil Steinberger und den Willisauer Grafiker und Jazzveranstalter Niklaus Troxler die Plakate druckte, zog es Charles in den Osten. Gemeinsam mit einem Freund ging es in einem Citroën Dyane von Luzern über Griechenland, weiter in die Türkei, nach Pakistan und Indien, dann noch bis nach Kathmandu in Nepal. «Für den Iran erhielt ich kein Visum, da im Pass als Beruf Fotograf stand, das war 1979, als Chomeini an die Macht kam. Erst als ich beim Beruf Chauffeur angab, erhielt ich

das Visum», erinnert sich der «Fernfahrer» lachend. In der Wohnung an der Keramikstrasse in Ebikon hängt neben vielen Familienfotos auch ein Bild, das Charles als Koch in Japan zeigt. In erster Ehe war er mit einer Japanerin verheiratet gewesen, der gemeinsame Sohn ist inzwischen 50.

#### **Puppen- und Gitarrenspieler**

Nach der Rückkehr in die Schweiz arbeitete Charles Vogelbacher mehrere Jahre als Klassenhilfe in einer heilpädagogischen Schule, doch die Ausbildung zum Heilpädagogen konnte er nicht machen, da er keine Matura hatte. «Bei Caritas erhielt ich dann die Stelle in der Flüchtlingsbetreuung.» Seit der Pensionierung widmet er sich neben dem Zeitgut-Engagement wieder vermehrt dem Gitarrenspiel. Im ehemaligen Kinderzimmer stehen drei Gitarren, sein Stolz ist die 50-jährige japanische Ibanez Concord. Er nimmt wieder Gitarrenstunden, spielt und übt fast täglich. Schon während seiner Zeit bei Caritas war er zudem ein begeisterter Puppenspieler: Mit dem damaligen Theater-Bühnenbildner Vaclav Elias führten sie Figurentheaterstücke auf. Dort lernte er auch seine zweite Frau Daniela kennen. Die beiden gemeinsamen Kinder Maria und Manuel sind inzwischen 29 und 27. Da Daniela immer noch als Lehrerin unterrichtet, gehören natürlich auch die Hausarbeiten zu Charles' «Pflichtenheft».

Es ist ein bewegtes Leben, auf das Charles Vogelbacher zurückblicken kann. Bewegung gehört nicht nur im übertragenen Sinn zu seinen Aktivitäten. Er joggt immer noch regelmässig um den Rotsee, stärkt die Muskeln im Krafttraining, fährt Velo und skatet auf den Rollschuhen. Mit über 60 Jahren bestieg er den Kilimandscharo – die afrikanischen Guides nannten ihn, den ältesten Teilnehmer der Gruppe, «Babu» (Grossvater), und so steht es auch im selbstgemachten Fotobuch mit den eindrücklichen Aufnahmen des 5895 Meter höchsten Gipfel Afrikas. «Im Sommer geht es vielleicht noch auf den höchsten Berg der britischen Insel, den Ben Nevis. Denn wir tauschen mit einer schottischen Familie für zwei Wochen unsere Wohnungen», erzählt Charles von den nächsten Ferienplänen.

Für den fitten 75-Jährigen ist das Alter noch weit weg: «Ob und wie ich die Stunden überhaupt je selber beanspruchen werde, daran denke ich gar nicht.»

*Hans Beat Achermann*



«Michèle Schlüssel ist mutig aktiv nehmende Genossenschafterin und hat Erfahrung mit herausfordernden Lebensumständen». Die Beschreibung, die ich von der Koordinatorin der Genossenschaft Zeitgut erhalten hatte, machte mich neugierig. Und dann traf ich sie: eine frisch pensionierte Lehrerin, Mutter zweier erwachsener Töchter, engagierte Grossmutter von drei Enkelkindern, interessante und anregende Gesprächspartnerin. Eine spannende Frau mit einer äusserst abwechslungsreichen Biografie – und mit Rückenproblemen, die immer wieder dazu führen, dass sie unfähig ist, auch nur die einfachsten Arbeiten im Haushalt zu erledigen.

#### **Alles wurde zu viel**

Michèle Schlüssel wurde in Sion geboren, wuchs in Horw auf, besuchte das Lehrerinnenseminar in Luzern, unterrichtete kurz, liess sich zur Musiklehrerin ausbilden, erteilte Flötenstunden. Gemeinsam mit ihrem damaligen Freund entschloss sie sich, auf dem Schwarzenberg ein neues, ein anderes Leben zu beginnen. Naturnah, alternativ, ländlich. Die beiden hielten Schafe, lebten von dem, was das Heimet hergab, was sie anbauten und auch verkauften. Dann wurde Michèle Schlüssel schwanger, zwei Mädchen kamen zur Welt, «mir wurde alles ein wenig zu viel», erzählt sie. Der Ehemann lebte von der Tagelöhnerlei und leitete Töpferkurse, er war viel weg, sie mit dem Haus, den Kindern und der Arbeit

alleine. Nach neun Jahren begrub die Familie den Traum vom alternativen Leben und zog in die Stadt, in eine Wohnung auf der Gütschhöhe, Michèle Schlüssel unterrichtete im Hubelmatt-Schulhaus und gab Musikstunden, insgesamt kam sie auf ein Pensum von 50 Prozent. «Irgendwie war ich froh über den Wechsel, aber es war auch viel Wehmut dabei», sagt Michèle Schlüssel. «Ich vermisste das freie Leben, meinen tollen wilden Garten.»

Ihr Ehemann fand sich mit der neuen Situation schwer zurecht. «Er verlor eine Zeitlang buchstäblich den Boden unter den Füßen», sagt Michèle Schlüssel. Dann folgte ein neuerlicher Umzug in eine Altbauwohnung mit Katze, Schildkröte

## Michèle Schlüssel: «Es ist nicht einfach, um Hilfe zu bitten ...»



und Garten. 1997 trennte sich das Paar, Michèle Schlüssel blieb mit den Kindern alleine, stockte ihr Arbeitspensum auf und absolvierte gleichzeitig eine Ausbildung am GFK-Institut in Zürich (GFK steht für Gespräch, Focusing, Körper) lernte dort den «Bohmschen Dialog» kennen – und war begeistert von diesem Kommunikationsverfahren, von dieser Art des gemeinschaftlichen Denkens\*. «Das ist eine Methode, die auch in der Schule perfekt funktioniert», sagt die pensionierte Lehrerin, erzählt von Dialogrunden in der Klasse, die Besucherinnen und Besucher staunen liessen.

#### **Immer wieder Rückenprobleme**

Michèle Schlüssel war gerne Lehrerin – auch wenn ihr Rücken mit seinem blockierten Gelenk und die verkürzte, verspannte und verhärtete Muskulatur regelmässig für Ausfälle sorgten, wenn sie gesundheitlich «immer ein wenig am Anschlag» war, Mühe hatte, den Alltag so zu gestalten, wie sie es sich eigentlich gewünscht hätte. Als sie im Februar 2018 wieder einmal massive Rückenprobleme plagten, sie weder sitzen noch stehen konnte, riet ihr der Schwiegersohn, doch bei Zeitgut Hilfe zu suchen. Ein schwieriger Schritt für Michèle Schlüssel. Eine Woche lang überlegte sie mögliche Alternativen. «Die Hemmschwelle war riesig», sagt sie. «Ich habe noch nie in meinem Leben etwas gratis bekommen,

war noch nie auf Hilfe von Fremden angewiesen. Ich bin nicht daran gewöhnt zu zeigen, dass es mir nicht gut geht.»

Doch Michèle Schlüssel sah keine andere Möglichkeit. Sie griff zum Telefon. Die Zeitgut-Koordinatorin erkannte ihre Not, die physische und die psychische. «Sie handelte auf eine wirklich gute Art sehr schnell und professionell – und nahm mir gleichzeitig die Angst», erzählt Michèle Schlüssel. «Dank Ihnen kann jemand Zeit sammeln, die er selbst beziehen kann, wenn er Hilfe braucht», habe ihr die Frau erklärt. Ein gutes Argument für die Lehrerin, eines, das ihre Bedenken verschwinden liess. Tandem-Partner wurden gesucht und schnell gefunden. Ein Mann, der kochte, eine Frau, die einkaufte. Der Erstkontakt verlief positiv, der Koch, die Frau und die Lehrerin waren sich sympathisch, die Atmosphäre war fröhlich, das Zeitgut-Team funktionierte.

#### **Rettung in höchster Not**

Mittlerweile geht es Michèle Schlüssel besser. Die Hilfe ist reduziert, die Beziehung besteht immer noch. «Mein Helfer hat mich sogar zur Hochzeit eingeladen. Das hat mich sehr gefreut», sagt Michèle Schlüssel. Und: Zeitgut war Retter in höchster Not, brachte Struktur in den Alltag, trug massgeblich auch zur gesundheitlichen Besserung bei. Weil alles so gut

geklappt hat, «so menschlich war und so unkompliziert», will Michèle Schlüssel selbst gebende Genossenschafterin werden. Vielleicht in einem halben Jahr, wenn sich ihre Gesundheit stabilisiert hat. Und auch deshalb, weil ihr bewusst geworden ist, was es heisst, so völlig hilf- und machtlos zu sein, den Schmerzen und der Situation ausgeliefert.

Mittlerweile sei sie auch pensioniert und habe Zeit für freiwilliges Engagement, sagt sie. Was heisst das, plötzlich Zeit zu haben? «Ich MUSS nichts mehr, kann selbst Prioritäten setzen, kann das machen, was mir guttut.» Gleichzeitig aber spüre sie eine Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber. Sie wolle etwas zurückgeben, an den Informationsveranstaltungen von Zeitgut teilnehmen, anderen von ihren Erfahrungen erzählen. Von guten Erfahrungen. «Es ist mir überhaupt nicht leichtgefallen, Hilfe anzunehmen. Aber ich habe es geschafft.»

\* Der Physiker David Bohm (1917-1992) entwickelte diese «Disziplin gemeinschaftlichen Denkens». Er war davon überzeugt, dass es unsere beschränkte Art zu denken, zu sprechen und zu handeln ist, mit der wir die bestehenden Probleme in der Welt erzeugen und aufrechterhalten.

*Renate Metzger-Breitenfellner*

«Ich bin nicht daran gewöhnt zu zeigen, dass es mir nicht gut geht.»

## Elke Bleuel und Monika Hotz: Zwei, die sich verstehen.



«Warst du nervös bei unserem ersten Treffen?», fragen sich beide gleichzeitig, und gleichzeitig kommt das spontane «Nein!». Das erste Treffen bei Elke Bleuel zu Hause war locker, witzig, die beiden Frauen waren sich sofort sympathisch – und das blieb so bis heute.

«Durch meine Krankheit – eine generalisierte progrediente Dystonie – bin ich mehr oder weniger ans Haus gefesselt und sehe wenig Leute. Obwohl ich eine sehr gute Beziehung zu meinem Mann Max hatte, wollte ich einen weiteren Austausch, um nicht zu vereinsamen, auch wollte ich Max ein wenig entlasten», erklärt Elke Bleuel ihren Beweggrund, bei Zeitgut für eine Tandem-Partnerin anzufragen. Und seitdem steht Monika Hotz jeden Dienstag Punkt 14.00 Uhr auf der Matte, und Elke Bleuel öffnet ihr freudestrahlend die Tür.

Monika Hotz ist pensionierte Sozialpädagogin mit einem Teilpensum im «Haus für Mutter und Kind» im Kanton Zürich, doch sie suchte zusätzlich eine Freiwilligenarbeit am Wohnort. Eigentlich wollte sich Monika Hotz bei einer anderen Organisation engagieren, hatte auch schon Gespräche geführt, doch dann erfuhr sie von Zeitgut und war sofort von der Flexibilität des Systems angetan. Sie konnte ihren Einsatz selber bestimmen, beschränkt auf maximal sechs Stunden die Woche, und auch

die Gestaltung der Treffen – unter anderem spazieren, einkaufen, kochen, vorlesen, diskutieren, erzählen – zusammen mit der Tandem-Partnerin selber entscheiden.

### **Doppelt Gutes tun**

Und sollte sie mal auf Reisen gehen oder sonst wie verhindert sein, genügt ein Telefon an Nicole Triponez, und schon ist für Ersatz gesorgt. An den regelmässig stattfindenden Treffen mit anderen Tandem-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeitern findet ein reger Gedanken- und Erfahrungsaustausch statt. Hier werden auch Probleme und Schwierigkeiten besprochen, Ratschläge erteilt. Die Zeitgutschriften interessieren Monika Hotz nicht gross, sie verschenkt sie häufig und kann somit durch ihren Einsatz gleich zwei Personen etwas Gutes tun. Nein, was ihr gefällt, ist der langfristige Austausch mit ihrer Tandem-Partnerin, das Vertiefen der Freundschaft zur starken, eigenwilligen Elke Bleuel.



«Ich bin gelassener geworden, nehme nicht mehr alles so wichtig.»

Monika Hotz ist weitgereist und wenn sie von fernen Ländern erzählt, dann geht Elke Bleuel mit ihr auf Reisen, dann hört sie das Meer rauschen, kauft exotische Früchte auf bunten Märkten oder fährt im Jeep über Schotterpisten tiefen Schluchten entlang. Oder sie steigen – zusammen auf dem Balkon sitzend – in die Berge, bewundern Alpenrosen, Steinböcke und das weite Panorama, bringen sich vor einem Berggewitter in Sicherheit.

Doch es ist nicht so, dass nur Monika Hotz erzählt, Elke Bleuel führte ein wildbewegtes Leben. Sie flüchtete im Zweiten Weltkrieg als 3-Jährige mit ihrer Mutter und dem kleinen Bruder vor den Russen nach Westdeutschland, oft ohne zu essen und in ungeheizten Viehwaggons. «Die Mutter hatte den kleinen Bruder auf dem Arm, ich musste mich am Koffergriff festhalten, um nicht verloren zu gehen,» erinnert sie sich. Sie schafften es, und irgendwann 1947 erfuhren sie, dass auch der Vater in einem Lungensanatorium im Schwarzwald den Krieg überlebt hatte.

Elke Bleuel referiert unter anderem gekonnt über Fussball – sie war früher eine begeisterte Fussballspielerin, tschuttete als Mädchen schon damals mit den Buben – und meint lakonisch zum letzten Spiel der Schweizer: «Als Busse für das elende Resultat, das die Schweizer am 14.

November 2018 gegen Katar erzielten, hätten alle Spieler zu Fuss nach Hause laufen müssen.» Seit ihr Sehvermögen stark nachgelassen hat und der Fernseher ihr nicht mehr dient, verfolgt sie jedes Spiel am Radio.

#### **Imponierend starke Person**

Die Krankheit, die sie seit rund 40 Jahren im Griff hat, ist weit fortgeschritten, wodurch ihr Bewegungsradius und ihre Beschäftigungsmöglichkeiten sehr eingeschränkt sind. Lesen wird immer mühsamer. Doch sie beklagt sich nie. «Ich habe sie noch nie jammern hören,» sagt Monika Hotz, «sie ist eine ungemein starke Person. Irgendwie verblasst die Krankheit neben ihrer positiven Ausstrahlung, neben ihrem Humor, ihrer Schlagfertigkeit.» Das gibt auch ihr viel Kraft über die kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens hinwegzusehen. «Ich bin gelassener geworden, nehme nicht mehr alles so wichtig,» erzählt sie, um schmunzelnd weiterzufahren: «Ich rege mich viel weniger auf als früher, das hat sogar mein Umfeld bemerkt.»

Leider ist im Sommer 2018 Elke Bleuels Mann Max mit 80 Jahren gestorben. Er, der sie mit intelligenten Diskussionen geistig auf Trab hielt, immer da war, mit dem sie noch ab und zu ein Fest besuchen, einige Tage im Tessin bei Freunden verbringen konnte – plötzlich war er nicht mehr.

«Krach mit Max zu haben, war unmöglich – er gab immer nach», meint sie lachend, aber auch ein wenig traurig. Sie will in der Wohnung bleiben, hier, wo sie alles kennt, sich mit einer gewissen Sicherheit bewegen kann.

Auch Monika Hotz hat der Tod von Max tief berührt. «Ich mochte ihn sehr. Immer wenn ich kam, zog er sich diskret zurück oder gönnte sich ein Nachmittagsschläfchen. Er war immer da.» Nicole Triponez von Zeitgut hatte sie über den Tod informiert und ihr anboten, bei Schwierigkeiten zu helfen. «Das hat mich sehr beruhigt, dass ich von Zeitgut Hilfe erhalten hätte, falls dies in der neuen Situation nötig sein sollte.» Doch Elke Bleuel bewies auch jetzt Stärke, die beiden Frauen konnten über Max' Tod zusammen sprechen und sich gegenseitig aufrichten.

#### **Tiefe Gespräche**

Die Tochter von Elke Bleuel wohnt ein, zwei Tage die Woche bei ihr und arbeitet von da aus, doch Tochter und Schwiegersohn sind beruflich stark engagiert, da will Elke Bleuel die beiden nicht «wegen jedem Dreck» anrufen. Sie versucht es mit andern Mitteln, mit der Pflegehilfe, Therapien und der Spitex, sowie den lieben Besuchen von Monika Hotz von Zeitgut, die alle regelmässig vorbeischauen.

«Mir ist der Austausch mit Elke Bleuel sehr wichtig, auch als Kompensation zu den jungen Müttern, die ich im «Haus für Mutter und Kind» betreue. Dank ihrer grossen Lebenserfahrung haben unsere Gespräche eine Tiefe, die ich bei Jüngeren naturgemäss nicht finde», fasst Monika Hotz zusammen.

Die beiden Frauen verschwinden in die Küche, um Kaffee zu kochen. Man hört ruhiges Geplauder, Gelächter und weiss, hier verstehen sich zwei Frauen blind.

*Ruth Gassmann*



Andrea Jenny: «Ich will nicht nur geben.»

Andrea Jenny kommt mit dem Zug, mindestens einmal pro Woche fährt sie von Bern nach Luzern und besucht hier ihren «Zeitgut-Klienten». Regelmässig, mit Freude – und überhaupt nicht uneigennützig. «Freiwilliges Engagement ist interessant, kreativ und inspirierend – und damit will ich nicht warten, bis ich pensioniert bin.» Deshalb engagiert sie sich bei der Genossenschaft Zeitgut – weil sie die Arbeit mit Menschen schätzt, weil sie lernt, mit Erwartungen anders umzugehen, weil sie hier ihre beruflichen Qualifikationen einsetzen, aber auch Neues ausprobieren und vieles selbst gestalten kann.

Andrea Jenny ist Kaospilotin. Besser gesagt, sie ist auf dem Weg dazu, eine zu werden. Die Ausbildung findet in Bern statt, im Innovationsdorf, einer «2000 Quadratmeter grossen Bürolandschaft» im Wylerquartier in Bern, einem «interdisziplinären Co-Working-Space», in dem sich auch die Kaospiloten eingenistet haben. In dieser innovativen und unkonventionellen Vollzeit-Business-School (laut «Bloomberg Businessweek» eine der besten Designschulen der Welt, laut «Fast Company» eine der zehn besten Schulen, um in der Start-up-Szene Fuss zu fassen) beschäftigt sich Andrea Jenny zurzeit damit, wer sie ist, was sie will, wie sie ihre Visionen umsetzen kann. Sie kombiniert unternehmerische Fähigkeiten, soziales Gewissen und persönliche Entwicklung miteinander, lernt die Theorie direkt in der unternehme-

## «Hilfe annehmen ist oft schwieriger als helfen.»

rischen Praxis anzuwenden – und hat bereits zwei Aufträge an Land gezogen.

Das Ziel ist definiert: «Ich möchte künftig so arbeiten, dass ich nicht das Gefühl habe, zu arbeiten.» Konkret bedeutet das, sinnvolle Projekte zu lancieren, die Spass machen. Soziale Projekte? Vielleicht. «Das Leben wird chaotisch, wenn man kreativ ist», sagt sie. Und: «Ich will Kreativität nicht nur zulassen, sondern weiterdenken.»

### Freude am Experimentieren

Soziales Engagement hat Andrea Jenny, die «Tochter der Schmitters», schon im Elternhaus kennengelernt. Ein Haus mit offenen Türen sei es gewesen, erzählt sie. Da gab es immer wieder Kundschaft am Küchentisch, Lehrlinge, Haushaltlehrtöchter, Kinder aus Algerien, die über das Hilfswerk Kovive vermittelt worden waren, oder einen Onkel, der zwischendurch zum Familienmitglied wurde. «Interessant war das», sagt Andrea Jenny, die eigentlich Kinderkrankenschwester werden wollte, dann aber Soziale Arbeit studierte, bei der Spitex Kriens, im Sozialdienst Spital Wolhusen und im Hospiz Zürcher Lighthouse arbeitete. «Durch die Betreuung der Aidskranken änderte sich der Fokus meiner Arbeit hin zur Palliativ Care», erzählt sie. Sie absolvierte das Masterstudium Palliativ Care in Wien und leitete 12 Jahre lang die Fachstelle «Begleitung in der letzten Lebensphase» der Caritas Luzern.

Dann wollte sie sich beruflich neu orientieren. Sie nahm unbezahlten Urlaub, fuhr in vier Monaten mit dem Velo ans Schwarze Meer, kündigte ihre Arbeitsstelle und begann ihre Ausbildung in Bern, wurde selbstständig erwerbende Vollzeitstudentin. Sie lebt in Bern in einer kostengünstigen Mansarde, «Projekt Wohnen gegen Hilfe», bei einer 94-jährigen Frau, der sie gelegentlich kleinere Hilfeleistungen anbietet. Die Ausbildung bezahlt sie aus Erspartem und aus einzelnen Projektaufträgen. Ein Experiment auch das. «Ich verarme, bin jetzt Kulturlegi-Besitzerin», sagt sie. Angst macht ihr das nicht. «Ich habe mich freiwillig für das Studium entschieden, ich bin gut ausgebildet, gut vernetzt – und ich lerne sehr viel.»

### Tandem ist keine Einbahnstrasse

Die Genossenschaft Zeitgut kennt Andrea Jenny schon lange. Als Sozialarbeiterin suchte sie für einen Klienten mit einer chronischen Erkrankung Freiwillige. Via Zeitgut wurde sie fündig, von der Zusammenarbeit war sie begeistert – und so entschied sie sich, während ihrer beruflichen Neuorientierung dort als Freiwillige aktiv zu werden. Als gebende Genossenschaftlerin. «Als ich mich meldete, sagte man mir, dass es viel mehr gebende GenossenschaftlerInnen gäbe als nehmende, dass ich warten müsse.»

Andrea Jenny erkundigte sich nach ihrem ehemaligen Klienten. Dieser wurde in der Zwischenzeit nicht mehr betreut, das Tandem hatte sich aufgelöst. «Wir beide nahmen die Herausforderung an», sagt Andrea Jenny, lacht. Anfänglich gingen sie miteinander spazieren oder essen, dann brachte sie die Mahlzeiten in die Wohnung, und man ass gemeinsam. Seit der Mann nach einem Spitalaufenthalt im Pflegeheim wohnt, besucht sie ihn dort regelmässig. «Ich mache wieder Palliative Care, erfahre sie diesmal aber aus einem anderen Blickwinkel heraus», sagt Andrea Jenny. Die Beziehung zu ihrem Tandem-Partner ist für sie keine Einbahnstrasse – auch wenn sie mehr die Gebende ist. Der Mann war Handwerker und hatte sein eigenes Geschäft, er liess ihr Material, damit sie ihr Zimmer streichen konnte, mit der Restfarbe besetzte sie im Gegenzug seine Küchenwand aus. Sie setzte sich dafür ein, dass er nach dem Spital in ein Pflegeheim ziehen konnte, wo er seine Katze regelmässig sieht. Durch dieses Engagement hat Andrea Jenny andere Zeitgut-Freiwillige, Nachbarn und weitere interessante Menschen kennengelernt. Sie geniesst diesen Austausch und die Weiterbildungsveranstaltungen.

### Eigenes Potenzial entdecken

«Hilfe annehmen ist oft schwieriger als helfen», sagt Andrea Jenny. In diesem Fall

sei es wichtig, sich zu überlegen, was man selbst anbieten könne. «Das muss nicht Geld sein. Es gibt andere Anreize. Interessante Gespräche zum Beispiel, den Austausch von Wissen und Erfahrungen, die Beziehung». Was reizt sie an den regelmässigen Treffen mit ihrem Tandem-Partner? Warum engagiert sie sich? «Ich will mein Potenzial entdecken, Neues lernen, mich weiterentwickeln», sagt sie. Zudem wolle sie dazu beitragen, dass auch ihr Tandem-Partner sein Potenzial abrufen könne, so lange wie möglich. «Ich will nicht nur geben, will nicht seine Haushälterin sein», sagt Andrea Jenny, «ich will mich selbst entdecken im Ganzen, ich brauche Menschen wie ihn, die mich spiegeln.»

Für die Sozialarbeiterin ist Zeitgut eine Antwort auf die Herausforderungen der modernen Gesellschaft. «Wir müssen wieder mehr darauf achten, dass die Menschen eingebunden sind in ein soziales Netz», sagt sie, verweist auf die Notwendigkeit der Nachbarschaftshilfe. In einer Gesellschaft, die gelernt hat, dass nichts gratis ist, sei eine Zeitgutschrift ein guter Anreiz, wieder vermehrt füreinander zu sorgen. Oder, wie bei Andrea Jenny, eine Möglichkeit, berufliches Knowhow mit Kreativität und sozialem Engagement zu kombinieren. Als Ergänzung zur Kaospiloten-Ausbildung.

Renate Metzger-Breitenfellner





## Mariéthé Senti: «Die Ausstrahlung dieser Frau leuchtet weiter.»

Auf dem Wohnzimmertisch im Luzerner Friedberg-Quartier, an dem mir Mariéthé Senti anderthalb Stunden lang von den Erfahrungen im Zeitgut-Tandem erzählt, hat sie die Todesanzeige und Fotos von Frau S. ausgelegt. Am 3. Dezember 2017 ist die verwitwete Frau 96-jährig gestorben. Gedacht war das Foto auf der Todesanzeige eigentlich als weihnachtliches Dankeschön an alle Helferinnen und Betreuerinnen, die Frau S. in den letzten Lebensjahren in ihrem Zuhause in Ebikon begleitet haben. Doch wenige Wochen nach der Aufnahme starb Frau S. Eine dieser Betreuerinnen war Zeitgut-Genossenschafterin Mariéthé Senti (69). Eindreiviertel Jahre besuchte sie Frau S. in ihrer Wohnung während zwei Stunden pro Woche, bereitete der kultivierten und gepflegten alten Dame das Mittagessen zu, dann assen sie gemeinsam die Mahlzeit, plauderten, tauschten sich aus, manchmal schwiegen sie auch.

### **Gemeinsame Solothurner Herkunft**

Zu reden gab es anfänglich viel, teilten die beiden Frauen des Zeitgut-Tandems doch einen Teil ihrer Herkunftsgeschichte. Beide wurden in Solothurn geboren in einem streng katholisch geprägten Umfeld, beide verliessen sie ihren Heimatort in jungen Jahren. Den Dialekt haben sie mitgenommen – und ein bisschen Zahlenmystik: «In Solothurn gibt es elf Brunnen und elf Kapellen, die Kathedrale hat elf Altäre und elf Glocken, Solothurn war der elfte Kanton der Eidgenossenschaft und es gibt auch das Öufi-Bier», erzählt Mariéthé.

Elf Stunden waren es auch, die Mariéthé in der letzten Nacht vor dem Tod von Frau S. bei ihr verbrachte, die einzige Nachtwache, die sie bei der verwitweten Frau S. leistete, freiwillig, ausserhalb des Zeitgut-Budgets. «Es war ein grosses Geschenk für mich, nicht nur diese letzte Nacht», sagt Mariéthé, entstand doch eine grosse Verbundenheit in den rund 200 Stunden, welche die beiden Frauen miteinander verbrachten. «Manchmal nahm ich ihre lange, schmale Hand in meine Hände», erzählt Mariéthé, Klavierspielerinnenhände. Hie und da sangen sie ein Solothurner Liedli

## «Ich habe so viel gelernt in diesen Monaten und während diesen gemeinsam verbrachten Stunden.»

zusammen, eine Zeitlang nahmen sie auch den 16-Uhr-Kaffee gemeinsam ein, dazu gehörte immer ein Kambly-Guetzli. Alle Aktivitäten mussten sauberlich dokumentiert werden, damit das Betreuungssystem reibungslos funktionierte und Frau S. bis zu ihrem Tod zuhause bleiben konnte.

### **Mit Stil und Würde bis ans Lebensende**

Als Mariéthé von Zeitgut an Frau S. vermittelt wurde, war vieles für die Betreuung und Pflege bereits organisiert, es war ein «gemachtes Nest». Mariéthé war neben der Spitex, den Töchtern, dem Sohn und einem Enkel und andern Betreuerinnen nur eine von vielen, die sich um Frau S. kümmerten. Schon vor Mariéthé war eine Zeitgut-Genossenschafterin Teil des Tandems bei Frau S. gewesen. Sie alle trafen sich nach der Bestattung von Frau S. in Solothurn an einem Tisch, tauschten Erinnerungen an die Verstorbene aus. Für alle war sie eine besondere Frau. Alle waren sich einig: Frau S. hatte bis zu ihrem Tod ihre Würde bewahren können. Das zeigt sich auch auf dem erwähnten Foto, das die Tochter von Frau S. aufgenommen hat. Da sitzt eine ältere Dame würdevoll in ihrem Stuhl, stilvoll gekleidet in einem schwarzen Pullover mit Rautenmuster, die Kaffeetasse vor sich und mit einem abgeklärten Leuchten im Gesicht», wie Mariéthé feststellt. Diese Ausstrahlung – sie fasziniert Mariéthé bis heute.

Die Erfahrungen als Teil dieses Zeitgut-Tandems auf Zeit möchte sie keinesfalls missen. «Noch heute wird mir warm ums Herz, wenn ich an Frau S. denke», sagt die pensionierte Lehrerin und Mutter einer Tochter und eines Sohnes. Sie hatte schon Erfahrung im Betreuen und Begleiten älterer Menschen, auch im Umgang mit dem Tod, dies vor allem im familiären Umfeld. Sie besuchte oft ihre Mutter, die wie Frau S. auch 96-jährig wurde, im Altersheim in Biberist. Ein Bruder von Mariéthé verstarb mit 59 an Krebs. Auch Frau S., die Mutter von vier Kindern war, erlebte nicht nur glückliche Zeiten: Einer ihrer Söhne starb mit 39. «Sie hat mir viel von der Familie erzählt in den Zeitgut-Stunden», erinnert sich Mariéthé, vor allem auch von ihrem vielseitig begabten Mann, «der ihr Hobby war, wie sie mir wortwörtlich gesagt hat».

### **Emotional immer noch nahe**

Seit dem Tod von Frau S. war Mariéthé Senti in keinem Zeitgut-Tandem mehr engagiert. Noch einmal kam eine Anfrage, doch die gestellte Aufgabe, nämlich das Entsorgen bzw. Aussortieren von Büchern, konnte sie sich nicht vorstellen. Der Grund: Sie liest sehr gerne und kann sich nicht von Büchern trennen. «Aber es ist kein grundsätzliches Nein für ein weiteres Engagement bei Zeitgut, beteuert sie.

Im Moment verbringt sie wöchentlich einen halben Tag bei «HelloWelcome», wo sich Flüchtlinge treffen, die sich sprachlich und kulturell integrieren wollen. Doch emotional ist die Erfahrung mit Frau S. immer noch nahe: «Ich habe so viel gelernt in diesen Monaten und während diesen gemeinsam verbrachten Stunden», erinnert sich Mariéthé.

In Erinnerung ist ihr auch der ganze Prozess bis hin zum Tod, die zunehmende Müdigkeit, die immer grössere Sprachlosigkeit, aber auch die Dankbarkeit, die Frau S. noch formulieren konnte – nicht nur für die Nachbarschaftshilfe, sondern fürs ganze Leben. Während sie ganz am Anfang noch vor dem Haus kleine Spaziergänge unternehmen konnten, verbrachte Frau S. später die Zeit am Esstisch, die letzten Monate war sie zu Hause auf ein Pflegebett angewiesen. «Es hat sich gelöst», war ein Satz, den Frau S. am Lebensende formulieren konnte. Da sind auch Loslassen und Erlösung drin enthalten, Begriffe, die sicher auch in ihrem christlichen Weltbild immer eine Rolle spielten. Auch das Lob auf das reich erfüllte Leben war bei Frau S. begleitet von einem «Gelobt sei Jesus Christus». «Ich hatte aber das Gefühl, dass sie eine ganz eigene Spiritualität entwickelt hat», glaubt Mariéthé Senti.

Irgendwann einmal wird Mariéthé die gutgeschriebenen Stunden vielleicht selber wieder einziehen können. «Wenn es einmal so weit ist und ich auf fremde Hilfe angewiesen wäre, so möchte ich wie Frau S. auch die Würde bewahren können. Bei ihr war hinter allem ein Leuchten, sie blieb eine Schenkende. Ich wäre glücklich, wenn auch ich diese Ausstrahlung haben könnte.»

*Hans Beat Achermann*

## Christina Wyss: «Diese Genossenschaft ist der Hammer!»



Christina Wyss öffnet die Lifttüre, wir setzen uns in den Wintergarten. Die Aussicht ist grossartig an diesem Herbsttag, das Licht mild. Christina Wyss ist nervös. Sie hätte nicht zusagen sollen, meint sie, sie habe ja immer Mühe sich klar auszudrücken, und überhaupt, sie wisse ja gar nicht, was sie sagen solle.

Christina Wyss und ihr Ehemann Joseph J. Wyss, die ehemalige Sekundarlehrerin und der emeritierte Mathematikprofessor, sie Jahrgang 1943, er sieben Jahre älter, hatten «ein tolles Leben». 1970 heiratete Christina Wyss ihren ehemaligen Mathematiklehrer Joseph. Gemeinsam bereisten sie Kambodscha, Mexiko, Kolumbien, Venezuela, Bolivien, Peru, Ecuador, Australien und verschiedene europäische Länder, sie unterhielten sich auf Deutsch, Englisch, Italienisch und Französisch, sie bestiegen die Viertausender der Schweiz – er fast alle, sie ein paar weniger – sie gingen auf in ihren Berufen, sie wohnten in Meggen, hatten Erfolg und viele Freunde.

Wer Christina und Joseph F. Wyss besuchen will, muss an der Eingangstür klingeln, dann in den Lift steigen – und warten, bis dieser in den obersten Stock des Wohnhauses geholt wird. Ein anderer Zugang ist nicht möglich. Das Ehepaar lebt alleine, mit Blick auf den Vierwaldstättersee, in unmittelbarer Nachbarschaft des Polizeipostens von Küssnacht am Rigi.

### Herzoperation veränderte vieles

Alles war gut. Bis zur Herzklappenoperation. Joseph Wyss war gerade 81 Jahre alt geworden, es kam zu einer Infektion, in der Folge zu einigen Schlaganfällen. Obschon Joseph Wyss entgegen der Prognosen der Ärzte überlebte und nach einigen Wochen das Spital verlassen konnte, ist die Situation immer noch schwierig und belastend. Doch die beiden machen das Beste daraus. Joseph Wyss hilft seiner Frau, wo er kann, im Haushalt, in der Küche, mit den Pflanzen auf der Dachterrasse – und sie sorgt liebevoll für ihn.

Viele Freunde zogen sich nach den Schlaganfällen von Joseph Wyss schockiert zurück, das Ehepaar, das kurz vor dem Schicksalsschlag das Haus verkauft und nach Küssnacht übersiedelt war, stand ziemlich alleine da. Zwei Freundinnen jedoch hielten den beiden die Treue. Eine von ihnen kam regelmässig zu Besuch, war da, wenn Christina Wyss einmal eine kurze Auszeit nehmen wollte, Besorgungen ma-

Quartierhilfe zählt

**Zeitgut**



chen oder Termine wahrnehmen musste. Diese Freundin, eine Zeitgut-Genossenschafterin, animierte das Ehepaar, doch auch Mitglied zu werden. «Dann tue ich etwas für euch, und ihr tut gleichzeitig auch etwas für mich», habe sie gesagt, erzählt Christina Wyss. Sie fand, das sei eine sehr gute Idee. Sie und ihr Mann traten der Genossenschaft bei. «Auf diese Weise kann ich durch die Pflege an meinem Mann auch mein eigenes Zeitgut-Konto «aufbessern», sagt sie. Und sie muss kein schlechtes Gewissen haben, wenn die Freundin alle 14 Tage für zwei Stunden kommt, um sie zu unterstützen.

#### **Begleitung bei Ausflügen**

Es habe natürlich schon geholfen, dass sie jetzt eine Zeitgut-Tandem-Partnerin habe, die ihr vertraut sei, sagt Christina Wyss. Ihre Freundin unterstützt sie in unterschiedlichster Hinsicht. Es gehe nicht um pflegerische Dinge, sagt Christina Wyss, das erledige sie selbst. Aber sie ist froh um die gemeinsame Zeit, freut sich, dass sie regelmässig auf Unterstützung zählen kann. Sie erzählt von gemeinsamen Wanderungen, von einem Museumsbesuch, von Spaziergängen, aber auch von einer wunderschönen Fahrt auf der Donau bis nach Budapest. Alleine hätte sie sich das nicht zugetraut – aber es sei, auch dank der Freundin, total gut gegangen. «Beim letzten Besuch hat sie mir erklärt, was ich alles mit meinem iPhone machen kann.»

Dass der Einsatz für sie und ihren Mann jetzt nicht mehr nur Freundschaftsdienst ist, sondern auch Zeitgutschriften generiert, senkt die Hemmschwelle für Christina Wyss. «Auf diese Art ist Hilfe ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Wenn es diese Genossenschaft noch nicht gäbe, müsste man sie erfinden», sagt sie. Deshalb mache sie auch Werbung dafür. Bei ehemaligen Klassenkameradinnen, bei Bekannten und Verwandten. Auch die Treffen schätzt sie, den Austausch. «Diese Anlässe sind immer fachlich fundiert und menschlich unterstützend. Sie geben mir den Halt, den ich jetzt mehr als ein Jahr lang vermisst habe.» Deshalb erzählt sie auch im Bekanntenkreis immer wieder von Zeitgut. Sie wünscht sich, dass ihre Botschaft bei denen ankommt, die auf Unterstützung angewiesen sind, aber bisher noch nichts von dieser Art der Hilfeleistung gehört haben.

#### **Gute Zeiten, schlechte Zeiten**

Christina Wyss ist jetzt nicht mehr nervös. Sie erzählt, dass sie in Solothurn bei einer Pflegefamilie aufgewachsen ist, von ihrer Ausbildung zur Lehrerin, von ihrer ersten Begegnung mit ihrem späteren Ehemann, von den Mathematik-Nachhilfestunden, von guten und schlechten Zeiten in verschiedenen Schulhäusern, von guten und schlechten Erfahrungen mit den Schulbehörden. Und davon, dass Ungeduld immer

ihre grösste Schwäche gewesen sei, dass ihr heute noch manchmal die nötige Gelassenheit fehle.

Beim Umgang mit den Zeitgut-Verantwortlichen brauchte Christina Wyss weder Geduld noch Gelassenheit. «Die sind der Hammer», sagt sie. Hilfe in der Not, Trost in der Einsamkeit, Rezept gegen die Verzweiflung darüber, dass nichts mehr so ist wie es einmal war. Genau deshalb habe sie sich entschieden, heute von ihren Erfahrungen zu erzählen. Damit andere Menschen in schwierigen Situationen vielleicht irgendwann auch den Mut haben, Hilfe zu holen.

*Renate Metzger-Breitenfellner*

«Dann tue ich etwas für euch, und ihr tut gleichzeitig auch etwas für mich.»

«Früher, als sie noch in der eigenen Wohnung lebte, kochten wir zusammen. Da kam es schon vor, dass Frau Windlin\* das Salz in den Külschrank stellte und den Zucker in die Schublade legte. Dann amüsierten wir uns beim Rätseln, wo das Salz wohl sei, und konnten dabei herzlich lachen», erzählt Ruth Widmer. Sie hatte schon vor dem Zeitgut-Engagement Erfahrung mit dementen Personen und fand sie immer liebenswürdig und nett. «Im Gegensatz zu vielen Alzheimer-Patienten wird Frau Windlin nicht von stetiger Unruhe geplagt, sondern ist ruhig und zufrieden,» weiss Ruth Widmer.

Sie wohnte mit Mann und drei Töchtern 34 Jahre in einem Haus, in dem auch betagte Personen lebten. Da war es für sie selbstverständlich, ihnen beim Einkaufen oder anderen Dingen zu helfen. Als die Pensionierung nahte, wechselten sie und ihr Mann ans andere Ufer des Vierwaldstättersees in ein Quartier, in dem sie niemanden kannten. Nachdem sie sich jahrelang intensiv in der Gemeinde engagiert hatte, daneben in einem Pflegeheim arbeitete, wollte Ruth Widmer weiterhin für andere Menschen etwas tun, doch in geringerem Masse. Denn sie will die Pensionierung zusammen mit ihrem Mann geniessen. Drei Monate wanderten die beiden auf dem Jakobsweg nach Santiago de Compostela, mit nur dem Nötigsten im Rucksack. «Mein einziger Luxus war Wimperntusche – ohne die geht's nicht mal auf dem Pilgerweg!»,



**Ruth Widmer und Frau Windlin:  
Zufrieden mit dem, was ist.**

«Allein ihre Freude zu spüren, gibt mir extrem viel.»

lacht sie. Auch wenn es hart war, jeden Tag so an die 25 Kilometer über Stock und Stein zu wandern, missen möchte sie die Erfahrung nicht. «Man lernt viel über sich – und auch über andere,» erzählt sie.

#### **Unerschütterliche Treue zu Coop**

An einer Zeitgut-Versammlung meldete sie ihr Interesse an einem Tandem-Einsatz an. «Es ist ein flexibles System, das einem viel Freizeit lässt. Auch kann ich es melden, wenn ich nicht hingehen kann, dann übernehmen Angehörige oder Nachbarn den Besuch», erklärt Ruth Widmer. Die Zeitgutschriften stehen bei ihr nicht so im Vordergrund – sie verschenkt sie oft. Ihr ist der persönliche Kontakt wichtiger, verbunden mit dem guten Gefühl, jemandem eine Freude zu machen. Nicole Triponez von Zeitgut schlug ihr vor, jeden Mittwochnachmittag die ganz in der Nähe wohnende und leicht demente Frau Windlin zu besuchen.

Deren Angehörige hatten sich bei Zeitgut gemeldet, da sie den Eindruck hatten, Frau Windlin esse nicht mehr regelmässig und werde immer schwächer. Und siehe da: Dank dem wöchentlichen gemeinsamen Kochen – Lieblingsgericht Pastetli – und dem Mahlzeitendienst stabilisierte sich der Zustand von Frau Windlin zusehends. Die Pastetli holten sie beim Beck – das seien die Besten – und eine ganze Packung

Champignons bei Coop, obwohl es sie in der Migros offen zu kaufen gäbe. Doch da geht Frau Windlin partout nicht hin. Ihr Vater war Gründungsmitglied der Baugenossenschaft ABL, aber ob das wirklich der Grund für ihre Coop-Treue ist, weiss sie selber auch nicht mehr so genau.

#### **Mit 90 Jahren auf Langlaufskiern**

«Sie strahlt übers ganze Gesicht wenn ich komme, auch wenn sie meinen Namen laufend vergisst», erzählt Ruth Widmer. «Allein ihre Freude zu spüren, gibt mir extrem viel. Ich fühle mich leicht und zufrieden. Und wenn ich ihr etwas zuliebe tun kann – Blumen oder Pralinen bringen – mache ich das gerne, ich habe ja Zeit.» Es ist keine Belastung für sie, es braucht keine Vorbereitung, nur ein bewusstes Da-Sein. Sie hat auch schon ihre Grosskinder mit zu Frau Windlin genommen, der früheren Kinderkrankenschwester. «Da blüht sie richtig auf, kann herzlich lachen und sich an den Kindern freuen. Mal holte Frau Windlin sogar ihre Mandoline aus dem Schrank, um ein weinendes Kind mit einer ruhigen Melodie zu besänftigen», erinnert sie sich.

Ruth Widmer hat bald gemerkt, dass Frau Windlin eine wahre Sonnenanbeterin ist. So plaudern die beiden – so oft es die Temperaturen erlauben – auf dem Balkon, erzählen sich aus ihrem Leben, von den Kindern und Grosskindern, Frau Windlin von

ihrer Sportbegeisterung und Ruth Widmer von ihrer Arbeit. Frau Windlin ging früher oft in die Berge, mit kurzen Hosen unter den langen und sobald die Sonne schien, verschwanden die langen Hosen im Rucksack. «Sie sitzt auch heute noch, mit 94 Jahren, im Trägershirt im Rollstuhl und rollt die Hose über die Knie», lacht Ruth Widmer, «und mit 90 stand sie noch auf den Langlaufskiern, sie ist unglaublich!» Sie bewundert die Kraft, den ungebrochenen Mut und den Humor von Frau Windlin: «Sie lebt ganz im Hier und Jetzt und ist dadurch ein grosses Vorbild für mich.» Ruth Widmer hat noch nie gehört, dass sich Frau Windlin über irgendetwas beklagt hätte. Auch den Umzug von der eigenen Wohnung ins Pflegeheim erwähnt sie nie, denn sie lebt jeden Moment nach dem Motto: «Man muss sich an dem freuen, was man hat!»

#### **Nur «alte Chräbel» zum Tanzen**

Auch bei grauem Himmel gehen sie zusammen raus, zu den Hasen und Ziegen und den Vögeln in der Voliere, denn Frau Windlin ist überzeugt: «Auch Regen macht schön!» Da kann sie über die gackernden Hühner lachen – «das gäbe einen ganzen Suppentopf voll!» – und die leuchtenden Hyazinthen, die weissen Margueriten bestaunen. Sie liebt die Natur aus ganzem Herzen. Sie kann aber auch sehr direkt sein: «Hat der einen dicken Bauch», kommentiert sie einen wohlbeleibten Herrn,

der vorbeispaziert. Und als sie mal zusammen einen Tanznachmittag im Pflegeheim besuchten, tönte es laut und deutlich durch den Saal: «Es hat ja nur alte Chräbel da!»

«Frau Windlin ist eine glückliche, friedliche, liebenswürdige Frau, mit sich und der Welt im Einklang», weiss Ruth Widmer, «das stellt mich so auf. Dank ihr hat sich auch mein Leben entschleunigt. Ich habe heute viel mehr Freude an kleinen Dingen und gehe viel gelassener durchs Leben als vor meiner Bekanntschaft mit ihr.» Und wenn Frau Windlin nicht sprechen mag, dann sitzen die beiden Frauen eben friedlich schweigend unter dem Baum und freuen sich am Zusammensein. Und beim Abschied nimmt Frau Windlin beide Hände von Frau Widmer in die ihren, strahlt sie an und beschwört sie: «Chonsch bald weder!» – «Sicher!»

*Ruth Gassmann*

\* Name geändert



Auf einem «ghüselete» A5-Papier hat sie ihren Zeitgut-Einsatz fein säuberlich mit Kugelschreiber notiert, genau nach Datum: 13 Mal im Jahr 2015, 12 Mal 2016, 1 Mal 2017, 4 Mal im 2018, je 2 Stunden, macht total 60 Stunden, die Bernadette Lechmann bei und mit Elisabeth Berchtold verbracht hat. Die 71-jährige ehemalige Kunsttherapeutin und Supervisorin mag es strukturiert und geordnet: Mit Ordnen und Einordnen, Räumen und Aufräumen hatten ihre bisherigen vier Zeitgut-Einsätze zu tun.

Auch bei Elisabeth Berchtold, deren Lebenspartner Ernst «Buchi» Buchwalder 2014 verstorben war, ging es darum, den noch in zwei Zimmern aufbewahrten Nachlass zu ordnen. Buchwalder hinterliess im zweistöckigen Haus am Bernerweg ein riesiges künstlerisches Lebenswerk: Bilder, Skizzen, Objekte, Zeichnungen, Fotos, Zeitungsausschnitte, vieles in Schachteln, aber nicht alles nach einem strengen Ordnungsprinzip versorgt. Tausende Sammelstücke, oft mehrfach vorhanden, kopiert und abgelegt. Zur Trauer über den Verlust ihres Partners kam nun für Elisabeth Berchtold die Herausforderung, den Nachlass zu ordnen, aber auch für sich neue Räume zu schaffen. Sie hatte nach dem Tode ihres Lebenspartners während mehr als einem Jahr bereits vieles geräumt und geordnet. Für die noch verbleibenden Arbeiten suchte sie Unterstützung bei Zeitgut – und fand sie in der Person von Bernadette Lechmann, die ihr durch die

Zeitgut-Verantwortliche als Tandem-Partnerin vermittelt wurde. Bernadette hatte sich nach ihrer selbstgewählten Pensionierung eine neue Aufgabe gesucht und nach Internet-Recherchen war sie auf Zeitgut gestossen. «Mir passt, dass die Einsätze beschränkt sind und dass ich selbst bestimmen kann, wie viel ich mich engagieren will», sagt die gebürtige Ostschweizerin, die ursprünglich Arztgehilfin und später Sozialarbeiterin war.

#### **Gleiches zu Gleichem**

Da standen die beiden Frauen jetzt also 2015 vor künstlerischen Arbeiten aus über 50 Jahren und versuchten, den restlichen Nachlass zu systematisieren und zu ordnen. «Es kam mir zugute, dass ich schon in meiner Arbeit als Therapeutin sehr strukturiert war», sagt Bernadette Lechmann. So setzten sie sich viele Male zusammen, überlegten sich gemeinsam, was nach zwei Stunden erreicht werden könnte, viele

## Bernadette Lechmann: Ordnung schaffen in einem Künstlernachlass.



## «Die Sinnerfüllung, die ich in meinen Einsätzen fand, waren für mich das Entscheidende.»

Ordner hatte Elisabeth bereits vorbereitet. «Natürlich gab es auch Differenzen, denn Elisabeth hatte als Partnerin des Verstorbenen eine ganz andere Beziehung zu den Werken, hatte manchmal auch Mühe, loszulassen. Doch es war spannend, auch wenn wir unterschiedlich ticken», schaut Bernadette auf die Anfänge der Zusammenarbeit zurück. «Mir kam zugute, dass ich ein gutes visuelles Gedächtnis habe», sagt Bernadette. So konnte sie immer wieder Gleiches zu Gleichem zuordnen, und manchmal halfen auch noch die Digitalkamera und ein Minidruker, um Rollen zu beschriften und so das Abgelegte wieder auffindbar zu machen. Die beiden Frauen hatten sich vorher nicht gekannt, doch gleiche Interessen und ungefähr dasselbe Alter erleichterten die Aufgabe. «Mit der Zeit entstand eine kollegiale Beziehung, die immer noch anhält, denn die Arbeit ist noch nicht abgeschlossen», hält Bernadette fest.

### **Ordnung schafft innere Ruhe**

«Mir hat diese Arbeit sehr viel gebracht», schaut Bernadette Lechmann zurück, «auch wenn es manchmal streng und ich nach den zwei Stunden erschöpft war.» Sichtbare Ordnung schaffen habe auch den Effekt, innere Ordnung herzustellen, was auch eine innere Ruhe erzeuge.

Neben der Zeitgut-Arbeit bei Elisabeth Berchtold hatte Bernadette weitere kleine Tandem-Einsätze mit Zeitgut-Genossenschaftsmitgliedern. Einmal ging es darum, in drei Stunden einen Korridorschrank auszuräumen und neu zu ordnen. Die Frau hatte einen verletzten Arm und brauchte Unterstützung. «Im Schrank war ein ziemliches Durcheinander, das sich über Jahre angesammelt hatte. Alles sauber zwar, aber die Ablage waren vollgestopft mit Weihnachtsschmuck, Pfannen, Putzmaterial, einem Schlafsack, Blumenvasen usw. Innerhalb von drei Stunden konnten wir vieles entsorgen, das Übriggebliebene systematisch einordnen», erinnert sich Bernadette. Ein anderes Engagement betraf die Einrichtung eines Beratungszimmers, das auch noch als Gästezimmer gebraucht wurde. In anderthalb Stunden konnten die vorhandenen Möbel und Bilder so platziert werden, dass es stimmte – auch dank Bernadettes eigener Erfahrung als Beraterin und Therapeutin.

Und auch im vierten Einsatz ging es ums Ordnen und ums Aufräumen, ums Loslassen und Abschiednehmen. Der inzwischen verstorbene über 80-jährige verwitwete Mann hatte vieles, auch selbst verfasste Bücher, Artikel und Zeitschriften gestapelt und gehortet. In 21 Stunden verwandelte sich nicht nur die Unordnung in Ordnung,

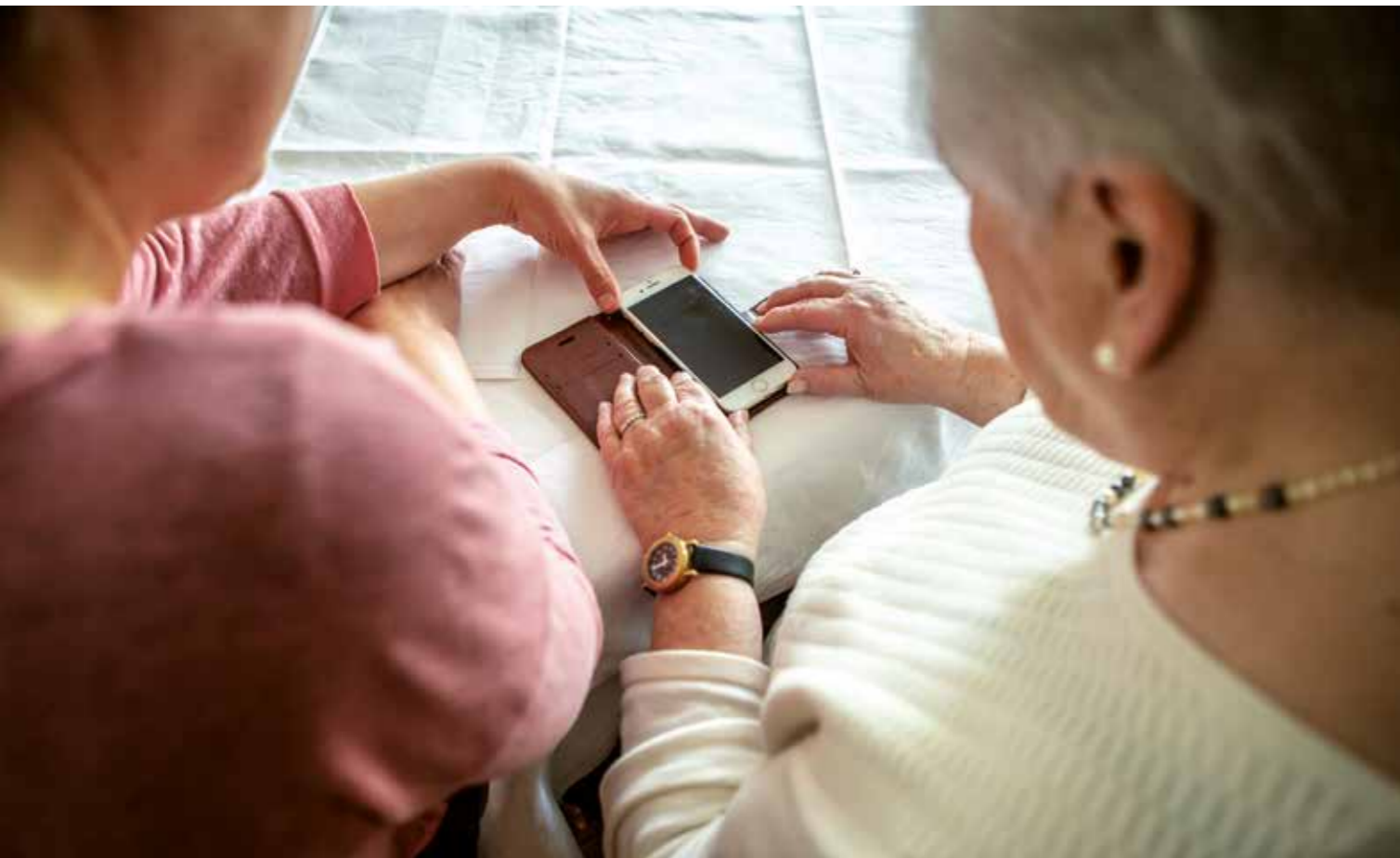
sondern die gemeinsame Aufräumarbeit führte zu einer gut abgegrenzten Nähe, in der das Du möglich wurde.

### **Sinnerfüllung im Vordergrund**

Bernadette Lechmann hat selber schon Unterstützung gebraucht, als sie vor zwei Jahren eine Hüftgelenkoperation machen lassen musste. Ihr Zeitguthaben bei Zeitgut hat sie aber noch nicht angebraucht. «Ich hatte in unserer Siedlung so gute nachbarschaftliche Unterstützung, dass ich bestens versorgt wurde.» Für sie stand auch nie die Frage im Fokus, ob und wann sie die geleisteten und gutgeschriebenen Stunden selber mal einziehen kann. «Die Sinnerfüllung, die ich in meinen Einsätzen fand, waren für mich das Entscheidende.» Weiteren Sinn und Spass findet sie bei den Greyhounds, einer Theatertruppe von 60plus-Männern und -Frauen sowie beim Playback-Theater, einem Improvisationstheater. «Dort können meine Geschichten und Erlebnisse einfließen, auch diejenigen, die ich bei meinen Zeitgut-Einsätzen gemacht habe», sagt Bernadette abschließend und begleitet den Besucher an den selbstgefertigten und schön geordneten, an den Korridorwänden aufgereihten Kunstobjekten vorbei zur Tür.

*Hans Beat Achermann*

# Esther Burri: Das Versprechen an den heiligen Antonius.



Der Reihe nach: Esther Burri leitet den Bereich Animation Jugendpastoral auf der nationalen Geschäftsstelle Jungwacht Blauring (Jubla) am Luzerner St. Karliquai. Allein das deutet darauf hin, dass die 40-jährige Frau ein Flair hat für soziale Tätigkeiten. «Ich habe mich bereits seit den Jugendjahren auch immer ehrenamtlich engagiert», erzählt sie. Früher habe sie beruflich vor allem mit älteren Menschen zu tun gehabt, und die Jugendarbeit war ein Hobby, heute ist es gerade umgekehrt.

Fürs Soziale geprägt worden seien sie und ihre drei jüngeren Geschwister vom Elternhaus. Apropos: Burri ist ein vor allem in den Kantonen Luzern und Bern verwurzelter Familienname, sie aber spricht unverkennbar einen Ostschweizer Dialekt, ganz genau thurgauisch. «Wenn man damit aufgewachsen ist, bringt man es eben kaum mehr weg», lacht die sympathische Frau. Ihr Vater stammt aus Malters, die Familie ist dann nach Bischofszell TG gezogen. Für Esther indes scheint Luzern naheliegender. Hier hat sie von 1997 bis 1999 die Familienhelferinnen-Ausbildung absolviert, im September 2014 schlug sie hier zum zwei-

Viele Wege führen zu Zeitgut. Im Fall von Esther Burri war der Ausgangspunkt die kleine Zeitung des Luzerner Sternmatt-Quartiers. Beziehungsweise ein verlorener Schlüsselbund. Oder der heilige Antonius.

ten Mal ihre Zelte auf und trat ein Jahr später die Jubla-Stelle an.

## **Jeder Mensch kann etwas**

Eine Frau wie sie nimmt Anteil am Leben ihrer Wohngegend und liest dazu auch die Sternmatt-«Quartierzeitung». Dort ist Esther schon bald nach ihrem Umzug auf einen Beitrag über Zeitgut gestossen. «Eine gute Sache», fand sie auf Anhieb, denn sie glaube an das gesellschaftliche Ressourcenmodell: «Jeder Mensch kann etwas, das auch für andere nützlich ist, und unsere Gesellschaft ist darauf angewiesen, dass wir einander hegen und pflegen.»

Nachbarschaftshilfe, ähnlich wie sie Zeitgut pflegt, spielt übrigens bei ihr schon auch länger privat: «Ich verstehe mich nicht auf das Tabellenkalkulations-Programm Excel, wenn ich ein Verknüpfungsproblem damit habe, hilft mir immer eine Kollegin. Ich putze dafür ab und zu die Fenster bei ihr zu Hause...»

Obwohl von Zeitgut angetan, war eigentlich nicht die Absicht, umgehend beizutreten. Schliesslich ist die vife Frau vielseitig



engagiert, überall kann und muss man ja nicht dabei sein. Und: «Wir haben zu Hause auch gelernt, nicht alles mitmachen zu müssen und nein sagen zu können.»

Doch in jenen Tagen im Winter 2014 verlor Esther Burri mal ihren ganzen Schlüsselbund. Irgendwo im Bereich Stadtbibliothek musste es gewesen sein. Aber alles Suchen und nochmals Suchen half nichts. Letzte mögliche Rettung war der Antonius. Dieser Heilige wird weltweit angerufen, wenn man etwas verloren hat. Esther wandte sich an Antonius – und sie versprach ihm, bei Zeitgut einzusteigen, wenn der Schlüsselbund wieder zum Vorschein kommt.

Er kam. Ein Mitarbeiter der Stadt fand die Schlüssel in einem Gebüsch nahe der Bibliothek. Und versprochen ist versprochen, sonst hilft Antonius nie mehr und lässt den Schlüsselbund gar wieder verschwinden. Esther schrieb ein Mail an Zeitgut und meldete bei Nicole Triponez von der Geschäftsstelle ihr Interesse an. Im anschliessenden Gespräch zeigten sich zwei Besonderheiten: Esther war mit damals 36 eines der jüngsten Zeitgut-Mitglieder überhaupt. Und sie passte nicht recht in ein Tandem. Aber das sind natürlich keine Hindernisse, um trotzdem bei Zeitgut mitzutun.

#### **Hilfe bei PC- und Handy-Problemen**

Esther Burri ist ausschliesslich Gebende, anderes als bei den meist quartierbezoge-

nen Tandems ist ihr Kreis weiter gesteckt. Sie hilft anderen in Sachen Handy und Computer, unter anderem im Digi-Treff, organisiert von Vicino Luzern in Kooperation mit dem iHome Lab der Hochschule (jeden Mittwochmorgen 9.30 bis 11.00 Uhr). Hier erhalten ältere Menschen unbürokratisch Soforthilfe in Sachen Unterhaltungselektronik. Diese Geräte sind für Menschen, die nicht damit aufgewachsen sind, häufig eine praktisch unüberwindliche Herausforderung. Schon beim Kauf fängt es an, denn das Angebot ist immens, und je nach Hersteller ist auch die Bedienung wieder unterschiedlich.

Esther Burri wird via Zeitgut beigezogen, wenn jemand ein Handy kaufen möchte. Das geschieht völlig zwanglos. Manchmal ist jemand nur schon deshalb froh, wenn er oder sie in Begleitung in ein Geschäft gehen und überhaupt mal so ein Ding in den Händen halten kann, ohne Angst haben zu müssen, von einem übereifrigen Verkäufer zu einem schnellen Kauf oder dem Abschluss eines Abos gedrängt zu werden.

Zeitgut-Kontakt hat Esther unter anderem mit einem pensionierten Priester, der jeweils seine Daten auf eine externe Festplatte kopieren möchte und dazu Hilfe beansprucht. Oder mit jener blinden, bald 80-jährigen Frau, für die das iPhone zu einem wichtigen Lebensbegleiter wurde und

viele Probleme, mit denen Blinde im Alltag konfrontiert sind, markant verringert. Mittels Spracheingabe und Tastendruck lässt sich das Smartphone bedienen und vielfältig nutzen. «Die Frau beherrscht das sehr gut, nur wenn ihr iPhone mal aussteigt oder wenn ein Software-Update installiert werden muss, braucht sie Unterstützung, dann gehe ich zu ihr.»

Die Kontakte beschränken sich dabei nicht allein auf den schnellen technischen Support, sie sind auch Gelegenheit, etwa einen Kaffee zu trinken und ein bisschen über Gott und die Welt zu sprechen. «Beziehungspflege ist auch immer wichtig bei Nachbarschaftshilfe», meint Esther Burri. Wo sie bei Zeitgut selber einmal Nehmende sein könnte und ihre angesammelten Zeitgutschriften einlösen wird, weiss sie heute noch nicht, aber: «Ich hätte sehr wahrscheinlich weniger Mühe, Hilfe anzunehmen.» Das erlebe sie bei älteren Menschen oft anders, viele würden sich schwer damit tun, weil sie das Gefühl haben, anderen nur zur Last zu fallen.

#### **Dankbar für die «total gute Welt»**

Von anderen abhängig sein, hat wohl niemand gerne, aber die in unserer Gesellschaft vorherrschende Selbstbezogenheit («ich, ich, ich») hat sicher dazu beigetragen, dass sich viele gar nicht mehr trauen, Hilfe zu beanspruchen. Auf der anderen

Seite sind auch längst nicht alle bereit, uneigennützig Hilfe zu geben. Für Esther ist das eine Selbstverständlichkeit – auch aus Dankbarkeit: «Ich habe ein unheimliches Glück, dass ich in einer total guten Welt aufwachsen durfte, mit Nestwärme und Geborgenheit, ich bin gesund und konnte mich entfalten.» Nicht alle hätten dieses Glück, auch in der Schweiz nicht.

Ist Esther Burri religiös? «Institutionell nicht, aber wie heisst es doch, so treffend: Es gibt mehr zwischen Himmel und Erde, als sich unsere Schulweisheit träumen lässt», sagt die Frau, die früher ein paar Jahre als Jugendarbeiterin bei der katholischen Kirchgemeinde Kirchdorf AG tätig war und heute in ihrer Jubla-Funktion jeweils das spirituell angehauchte Ranfttreffen organisiert.

In ihrer Freizeit geniesst Esther als Single ihre Unabhängigkeit, sie besucht pro Woche mehrere Konzerte, immer mit dem ÖV, sie organisiert selber Konzerte und hat auch einen eigenen Musik-Blog. Darüber hinaus liest sie gerne Krimis («je blutrünstiger und sozial verstrickter, um so lieber») – und sie ist einfach gerne mit Menschen zusammen. Bei einem guten Essen? «Essen ja, und wenn es gut ist, umso besser, aber wichtiger ist mir immer, mit wem ich esse.»

*Hans Graber*

«Es gibt mehr zwischen Himmel und Erde, als sich unsere Schulweisheit träumen lässt.»

Verena Kost kennt beide Zeitgut-Aspekte – die Zeitgebende und die Zeitnehmende. Wobei, bei ihrem letzten Einsatz verwischen sich die Seiten, und sie weiss nicht mehr: Ist sie jetzt Unterstützende oder Empfangende? Sie schenkt Hilfe, erhält dabei aber soviel Positives, dass sich die Grenzen auflösen.

Bei ihrem ersten Einsatz für Zeitgut begleitete Verena Kost eine leicht demente Frau in unregelmässigen Abständen zum Arzt. Meist stand sie fixfertig angezogen an der Tür, einmal jedoch war niemand da. Verena Kost konnte klingeln und klingeln, niemand reagierte. Auch den Telefonanruf beantwortete sie nicht. Die Spitex informierte sie, wo der Schlüssel lag und zitternd betrat sie die Wohnung, überzeugt, sie würde die Frau in einer schlimmen Situation vorfinden. Weit gefehlt. Die Frau, die nicht mehr gut hörte, lag ruhig im Bett und schlief tief und friedlich. Sie hatte von der ganzen Aufregung nichts mitbekommen. Doch bald schon kam sie in ein Pflegeheim – sie konnte nicht mehr allein wohnen.

#### **In ein Loch gefallen**

Kurz danach wurde Verena Kost krank. Sie hatte als Sozialpädagogin gearbeitet, dabei drei Kinder allein grossgezogen. Das war auf die Dauer zu viel – sie hatte ein Burn-out und gleichzeitig eine Brustkrebs-Diagnose samt Operation – sie fiel in eine tiefe Depression. Sie wusste, die Natur würde ihr helfen, doch sie schaffte es nicht, allein aus dem Haus zu gehen. Es ging nicht. Sie weiss heute aus leidvoller Erfahrung: «Bei einer Krebsdiagnose sind die Leute sehr hilfsbereit, doch sie wissen nicht, mit Depression umzugehen. Da sind sie überfordert und gehen einem aus dem Weg. Dabei hätte ich in dieser Zeit jemanden gebraucht, der da ist, der mich einfach annimmt, so wie ich im Moment eben bin.»



Verena Kost: Wenn Grenzen sich auflösen.

«Auch wenn Frau Spöring mal nicht mehr wandern kann, werde ich den Kontakt mit ihr weiter pflegen, zu kostbar ist mir die Freundschaft mit ihr.»

Per Zufall traf sie Nicole Triponez von Zeitgut, die ihr gut zuhörte und ihr dann vorschlug, doch mit jemandem von Zeitgut regelmässig spazieren zu gehen. So traf sie Herrn Fürer, einen liebenswürdigen, sportlichen und pensionierten Mann. Mit ihm ging Frau Kost nun jeden Montag-nachmittag zwei Stunden spazieren, am liebsten in den nahe gelegenen Wald. Sie hörten den Vögeln zu, Herr Fürer erzählte vom Jakobsweg, den er gegangen ist, sie diskutierten über Politik und Kultur. Oder sie schwiegen. Sie gingen bei Regen und Schnee. War sie müde, liefen sie den ebenen Weg dem Bach entlang, fühlte sie sich stärker, liefen sie in den höher gelegenen Wald. Wenn sie schweigen wollte, schwiegen sie, wenn sie sprechen wollte, unterhielten sie sich. Seine reine Präsenz half ihr aus der Depression.

Mit der Zeit ging es Verena Kost wieder besser, sie konnte auch wieder allein aus dem Haus, fühlte sich stark genug für Solo-Spaziergänge, spürte eine neue Kraft. Sie wollte sich wieder einbringen, vom Nehmen wieder zum Geben.

### **Hoch hinaus in die Berge**

Da kam die Anfrage von Nicole Triponez, ob sie sporadisch Frau Spöring, eine sehbehinderte 88-jährige Frau, auf Wanderungen in die Luzerner Berge begleiten könnte. Es war eine für Frau Kost massgeschneider-

te Anfrage, denn schon lange wollte sie die nähere Bergwelt um Luzern kennen lernen. Wie aber würde sich ihre Aufgabe präsentieren? Sehbehindert und 88 Jahre? Doch keine Angst, Erika Spöring ist topfit, sportlich, drahtig und seit ihrer Jugend eine begeisterte Berggängerin, vor allem in der Umgebung von Luzern. Sie wanderte schon mit ihrem Vater zu den SAC-Hütten der Innerschweiz. Erika Spöring kennt die Berge in- und auswendig, es sind ihr altvertraute Wege, die sie beinahe im Schlaf gehen kann. Denn nach dem Vater teilte sie ihr Hobby mit ihrem Mann, und auch er wollte nicht in die Ferne, denn wie sie war er überzeugt: «Man kann denselben Weg zehnmal gehen, für den der neugierig um sich schaut sind Weg, Natur, Umgebung und Saison jedes Mal wieder anders – auch in der Nähe, der Wiederholung, lassen sich tägliche Wunder finden.»

Die beiden Frauen treffen sich sporadisch, je nach Absprache, je nach Wetter. Erika Spöring meldet sich, wenn sie gehen möchte und weiss auch immer schon genau, wohin. Verena Kost sucht dann alle Zug- und/oder Busverbindungen im Internet. Dank dem GA von Erika Spöring kann Frau Kost als Begleiterin gratis mitfahren.

Bei guten Lichtverhältnissen bewegt sich Erika Spöring beim Rauflaufen sehr frei und sicher. Oben angekommen, erklärt sie

Verena Kost alle Berge, das gesamte Panorama, aus dem Kopf. Sie hat alles abgespeichert. Beim Runterlaufen läuft Frau Kost dicht vor ihr, so sieht Erika Spöring die Umrisse und Bewegungen und sollte es mal schwieriger werden, nimmt Verena Kost sie am Arm und dirigiert sie so über schwierigere Stellen.

Nur einmal hatten beide Angst. Sie waren am Buochserhorn, das Wetter war super. Da machte Verena Kost den Vorschlag, von der Bergstation noch eine Stunde weiter hoch zu laufen. Erika Spöring war einverstanden. Doch gab es da eine ausgetretene Stelle, an der man einige Schritte genau platzieren musste, da es daneben gleich steil abfiel. Das war eine schwierige Passage. Erika Spöring sah den Weg nicht, hatte keine Orientierung. Für den Rückweg wählten sie einen anderen Weg, doch Erika Spöring war verunsichert. Und Verena Kost war verunsichert, weil sie nicht wusste, wie sie ihr die sonst so präsente Sicherheit vermitteln konnte. Endlich fanden sie eine Besenbeiz samt erfrischendem Drink und Erika Spöring verkündete bestimmt: «Diesen Weg geh ich nie mehr!»

### **Kostbare Freundschaft soll bleiben**

Auf ihren Wegen frönen beide ihrer Liebe zur Natur, wobei sich Erika Spöring auch hier super auskennt. «Weil sie die Blumen am Wegrand nicht mehr gut sieht, sage ich

ihr oft die Namen der Pflanzen wie Leberblumen, Berganemonen, Türkenbund und die zarten Akeleien. Nicht immer ist mir der Name sofort präsent. So beschreibe ich ihr die Pflanze sehr genau und gemeinsam versuchen wir, die Blume zu identifizieren. Dann die Käfer, die Vögel – wir sind immer beschäftigt», lacht Verena Kost voller Freude. Beide interessieren sich für die Natur und deren Zusammenhänge – an Gesprächsstoff fehlt es ihnen bis heute nicht. Auch verbindet sie das gemeinsame Lachen, die Freude an einem spontanen Bad im See, die offenen Gespräche mit anderen Menschen. Verena Kost weiss genau: «Auch wenn Frau Spöring mal nicht mehr wandern kann, werde ich den Kontakt mit ihr weiter pflegen, zu kostbar ist mir die Freundschaft mit ihr.»

Und so kommt es, dass Verena Kost sich nicht entscheiden kann, ob sie jetzt bei Zeitgut Nehmende oder Gebende ist. Für Zeitgut sicher Gebende, sie aber empfindet sich als reich beschenkt durch die unvergesslichen Wanderungen mit Erika Spöring, durch deren Hartnäckigkeit, Mut und Offenheit.

*Ruth Gassmann*





## Ursula Korner: «Mein Reichtum ist meine Papiersammlung.»

Im Treppenhaus hinauf in die Dachwohnung unweit des Luzerner Löwendenkmals steht eine grosse Papiertasche, darin Schuhschachteln von Bally. Doch nicht um Schuhe geht es in dieser Zeitgut-Geschichte, sondern um die leeren Schachteln, die Ursula Korner (69) im Dutzend im Bally-Laden am Grendel geholt hat. Wo mal Luxuschuhe drin lagen, wird bald Papier drin abgelegt sein. «Ich habe kein Eigentum», sagt die gelernte Buchhändlerin, «ich habe Papier, das ist mein Luxus.» Und davon nicht wenig. Doch das Problem dieses Schatzes liegt nicht allein in der Menge, sondern auch im Ungeordnetsein. Was Ursula liebevoll als Sammelsurium bezeichnet, wurde immer mehr zur Last.

Wann ist der richtige Moment, Ordnung zu schaffen? Für Ursula kam er von aussen, als die Hausbesitzerin ankündigte, dass die Balkone neu gemacht werden müssen. «Das war für mich der Anstoss, auch im Innern zu «renovieren»». An einer Veranstaltung des Forums Luzern 60plus lernte sie Zeitgut kennen. Es brauchte einige Zeit, bis sie die Zweifel ausgeräumt hatte und das Aufräumen an die Hand nahm: Will ich und kann ich fremde Hilfe annehmen? Doch dann entschied sie sich, den Schritt zu wagen.

Nach einem Gespräch in der Wohnung mit der Zeitgut-Koordinatorin wurde es konkret. Doch bei der ersten Person klappte es nicht, die Chemie stimmte nicht. Und dann kam Nadine, die 31-jährige Studentin der

Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und Zeitgut-Genossenschafterin. «Sie ist Gold wert», schwärmt Ursula Korner. Sie packen nun gemeinsam an, was eingepackt und geordnet werden muss. Buchhändlerinnen handeln nicht nur mit Büchern, die meisten sammeln auch. Bei Ursula kam dazu, dass ein unglaublicher Wissensdurst sie antreibt. Alles, was mit Philosophie, Kunst und Literatur zu tun hat, will einverleibt werden. Und so kam es, dass überall in der Dachwohnung Stapel liegen von Gelesenem, das aber nicht nur im Kopf, sondern auch physisch weiterleben will. Kunstkritiken, Theaterprogramme, Literaturzeitschriften, Gedrucktes und Ausgedrucktes. Da liegt Milo Rau auf Max Frisch, Peter von Matt auf Iso Camartin – und irgendwo dazwischen auch die verstorbene Philoso-

phie-Freundin Maja Wicki-Vogt, die Dokumente teils in Sichtmäppli, teils unverhüllt.

### Die Leere auffüllen

Seit 20 Jahren wohnt Ursula in der Wohnung am Wesemlinrain. Damals, als sie 50 war, gab es eine Zäsur in ihrem Leben. Sie hatte jung geheiratet, mit 22 bereits die erste Tochter bekommen, zwei Jahre später die zweite Tochter und mit 26 noch einen Sohn. «Wir waren gut situiert», schaut Ursula zurück. Als sie 40 war, zerbrach die Ehe, sie musste arbeiten gehen und machte noch eine berufsbegleitende Ausbildung zur Buchhändlerin in Zug. Später fand sie eine Stelle als Alleinbuchhändlerin in der Buchhandlung von Ricco Bilger in Leukerbad und war am Aufbau des Literaturfestivals in Leukerbad beteiligt. «Mit 48 war dann alles zuviel. Meine Welt ging in die Brüche», ein Zusammenbruch war die Folge. Es folgten ein langer Spitalaufenthalt, Krankheiten und Arbeitslosigkeit. «Plötzlich war da eine grosse Leere, die ich mit Papier und Büchern aufgefüllt habe», schaut die bald 70-jährige zurück. Ihre jugendlichen Berufsträume in den Bereichen Philosophie, Literatur, Kunst und Musik verwirklicht sie nun seit Jahren autodidaktisch, da sie aufgrund ihrer Krankheit und der eingeschränkten Energie nicht mehr weit vorausplanen und auch nicht reisen kann.

### Lebensfreude trotz Krankheit

«Mein Leben ist ein Slalom zwischen guten und schlechten Tagen», sagt die sechsfache Grossmutter. Verbittert wirkt sie nicht: «Ich geniesse das Leben trotz meinen immer wiederkehrenden Erschöpfungszuständen so gut es eben geht.» Sie besucht Theateraufführungen in Luzern, Zürich und Bern, ist im Vorstand der Luzerner Literaturgesellschaft und Mitglied in der Robert-Walser- und der Rilke-Gesellschaft, sie pflegt Kontakte zu vielen kulturaffinen Bekannten, die sie ab und zu auch mal einladen.

Ein Theaterbesuch ist für Ursula Korner mehr als nur ein Konsumieren: Sie will sich über Hintergründe des Stücks informieren, will mehr über den Autor oder die Autorin wissen und sie recherchiert über die Regisseurin: Doch dieses Interesse mündet wieder in Papier und macht ein «Biigeli» wieder höher. Mit Nadine ist sie nun daran, die «Biigeli» abzubauen und in die erwähnten Bally-Schachteln zu versorgen. Noch stehen sie herum, «doch mit Hilfe von Nadine kommt es gut», ist Ursula Korner überzeugt, «denn was ist, wenn ich einmal die Wohnung verlassen muss?» Schon jetzt spürt sie, dass Druck weg ist, dass Gedrucktes auch weggeworfen werden kann, dass nicht alles aufbewahrt werden muss.

«Es geht mir darum, zu wissen, was ich behalten will. Behalten kann auch Halt geben. Zudem ist das Ordnen auch eine Zeitreise durch meine Lebensjahre.»

### Die Arbeit eines Maulwurfs

Ursula ist sich bewusst, dass ihre Aufräumaktion auch eine innere Komponente hat: «Es geht auch darum, mit dem Leben aufzuräumen.» Denn ihr Leben war bewegt. Und mit 70 kommt der Moment, «an dem ich mich frage, wie es weitergehen soll, wieviel Zeit ich noch zugute habe». Darauf ist sie gespannt, denn man kann nicht alles selber entscheiden, so ist zum Beispiel unklar, wie lange sie in der Wohnung bleiben kann. «Manchmal komme ich mir vor wie ein Maulwurf, der unten gräbt und oben Erdhäufchen macht, auf denen wieder etwas wächst.» In diesem anschaulichen Bild fasst Ursula die momentane Situation zusammen. Das Ordnen hat auch schon zwei ganz schöne Überraschungen zu Tage gefördert: In einem Couvert ist ein lange vermisster Stick zum Vorschein gekommen. Darauf sind Filmaufnahmen aus der Familienphase und mit ihrem früh verstorbenen Ex-Mann. Und als zweites fanden sich Unterlagen zu einem gebuchten Online-Sprachkurs wieder.

Der erste Satz, den Ursula Korner sagte, als ich die Wohnung betrat, war: «Du siehst voll ins Zeitgut.» Das habe ich, und darüber hinaus hatte ich Einsicht in ein spannendes Leben, das dann für den Besucher weit über eine «Papiersammlung» hinausging, nämlich Einsicht in geistiges Hab und Gut.

*Hans Beat Achermann*

«Manchmal komme ich mir vor wie ein Maulwurf, der unten gräbt und oben Erdhäufchen macht, auf denen wieder etwas wächst.»

## Nathalie de Beaufort: «Auch in Holland ist es schön...»

Die zweifache Mutter zieht einen bildlichen Vergleich heran: «Stellen Sie sich vor, Sie fliegen in die Ferien, nach Italien, lange haben Sie sich gefreut auf die Zeit im Süden und sich auch gut vorbereitet darauf, doch als Sie aus dem Flugzeug aussteigen, stellen Sie fest, dass Sie nicht in Italien, sondern in Holland sind», sagt Nathalie de Beaufort. Holland ist auch ein schönes Land, kein Zweifel, aber es ist etwas ganz anderes, als man es sich ausgemalt hatte.

Die 48-jährige umschreibt so ihre Gefühlslage, als ihr zwei Tage nach der Geburt ihrer Tochter Elena\* vor gut 11 Jahren in einer deutschen Klinik eröffnet wurde, dass das Kind Trisomie 21 hat. «Der Arzt sagte das ganz beiläufig, als er irgendetwas handelte wie wenn nichts wäre.» Was in einer Mutter in einem solchen Moment vor sich geht, lässt sich als Aussenstehender nur vage erahnen. Möglicherweise realisiert sie das im ersten Moment gar nicht richtig. Nathalie de Beaufort traf die Botschaft völlig unvorbereitet. Nicht im Entferntesten hatte sie damit gerechnet. Während der Schwangerschaft hatte sie auch keinen Test auf Trisomie 21 machen lassen, was man ihr nach der Geburt von Elena da und dort recht unverblümt vorwarf. «Da hätte man doch noch handeln können.»

### Leben auf den Kopf gestellt

«Dass meine Tochter mit einer Behinderung zur Welt gekommen ist, hat mein Leben so ziemlich und nachhaltig auf den Kopf gestellt», erzählt die Mutter. Zwar erhielt sie aus ihrem Bekanntenkreis Unterstützung und Aufmunterung: «Wenn es eine schafft, das zu tragen, dann du.» Doch auch eine starke Frau kann an ihre Grenzen kommen. In diesem Fall kam erschwerend hinzu, dass ihr aus Deutschland stammender Mann beruflich sehr viel im Ausland war und ist. «Wir sind aber weiterhin verbunden miteinander.» Gleichwohl: Häufig ist die schon länger wieder in Luzern wohnhafte Frau auf sich alleine gestellt, alleine mit Elena und ihrem zweiten Kind, Sohn Liam (9) \*.

\* Namen geändert





«Ich bin sehr dankbar für diese Unterstützung und finde bei Zeitgut auch super, dass man da beziehen kann, ohne Zwang, gleich etwas zu geben.»

Als gelernte Textildesignerin hat sie vor der Geburt ihrer Kinder für namhafte Marken «zwei Kollektionen pro Jahr rausgehauen». Das sei eine wunderbare und kreative Arbeit gewesen, aber sie wollte das nicht mehr. «Ich konnte keinen Kommerz mehr machen.» Sie liess sich am Anthroposophischen Handarbeitsseminar zur Handarbeitslehrerin ausbilden und unterrichtet heute in einem 30-Prozent-Pensum am Heilpädagogische Zentrum Hohenrain (HPZH), zudem erteilt sie ein paar Lektionen Wasserfitness im Hallenbad Rathausen. Der Rest ihrer Zeit widmet sie ihren Kindern. Freizeit? «Was ist das?»

Die Betreuung eines Kindes mit Trisomie 21 ist anspruchsvoll und intensiv. Doch das ist nur das eine. Elena leidet auch noch an einer Autoimmunerkrankung der Schilddrüse (Hashimoto-Thyreoiditis), und Liam reagiert hochallergisch auf Cashew-Nüsse. Er muss dauernd ein Notfallset mit Spritze bei sich haben. Zudem haben sich sowohl bei Elena und Liam diverse weitere Allergien und Unverträglichkeiten herausgestellt, die unter anderem zu Asthma-Anfällen führen können. «Ich bin mittlerweile fast schon zu einer Diätköchin geworden», sagt Nathalie de Beaufort, sie müsse permanent darauf achten, dass ihre Kinder nichts essen, was wieder einen Schub auslösen würde.

#### Hilfe auch von der Naturheilkunde

In langen Nächten hat sich die Frau mit dem Durchackern von Fachliteratur und via Internet selber medizinisch aufdatiert und Wissen angeeignet. Die Schulmedizin sei wichtig und gut, sagt sie, trotzdem fühle sie sich dort nicht immer gut aufgehoben: «Mich stört ein wenig, dass man meist nur Symptombekämpfung macht, nicht aber den Ursachen auf den Grund geht.» Deshalb hat sie sich heute auch dem naturheilkundlichen Weg zugewandt. Doch da stellen sich zuweilen so einige Hürden: «Es ist sehr aufwändig, mit den Krankenkassen und zuständigen Instanzen zu verhandeln, man muss öfter von Pontius zu Pilatus rennen.»

«Manchmal, ich gebe es zu, überflutet mich das alles», sagt Nathalie de Beaufort. Doch in solchen Momenten ist zum Glück noch Zeitgut da. Auf die Nachbarschaftshilfe ist sie via einen Flyer gestossen. Sie hat sich bei Zeitgut gemeldet und kann dort unbürokratisch von Hilfe profitieren. Vorerst erhielt sie halbtagesweise von einer Frau Unterstützung bei der Betreuung und dem Hüten der Kinder. Weil diese mittlerweile Anrecht auf einen Hortplatz haben, ist das nicht mehr nötig. Wenn der Mutter aber wieder einmal alles über den Kopf zu wachsen droht, hat sie jetzt auf Abruf eine Frau zur Seite. «Sie steht mir wie ein Coach

beratend zur Seite, und wir legen jeweils gemeinsam fest, welche Schritte nun der Reihe nach erfolgen sollen.» Das gibt Halt und auch Strukturen. «Ich bin sehr dankbar für diese Unterstützung und finde bei Zeitgut auch super, dass man da beziehen kann, ohne Zwang, gleich etwas zu geben.» Dass sie selber auch einmal die Gebende ist bei Zeitgut, ist für sie keine Frage: «Irgendwann wird das auch mir möglich sein.» Sie denkt ans Einkaufen für andere, ans Organisieren eines Mittagstisches, vielleicht auch an etwas Textiles.

#### Trotz Trisomie 21 in Regelklasse

Lichtblicke gibt es. Elena kann im Rahmen der Integrativen Sonderschulung eine Regelklasse besuchen. «Das funktioniert sehr gut, es braucht aber eine intensive Betreuung, das ist auch für Lehrpersonen eine grosse Herausforderung.» Die Erfahrung zeige, dass die Mitschüler Elena zum Teil fast besser etwas erklären könnten als Erwachsene. Zentral für die Integration sei ein genauer Plan mit klaren und den Umständen angepassten Vorgaben. Da ist auch die Mutter wieder gefordert.

Nach Elenas Geburt habe sie sich immer wieder mal die Frage gestellt «warum ich?». Doch das mache sie nicht mehr, denn ob dieser Frage könnte man schlimmstenfalls verzweifeln. Das aber will Nathalie de

Beaufort nicht zulassen. Ja, das Schicksal verlange ihr so einiges ab, und sie empfinde das schon auch als «etwas unfair». Aber trotzdem: «Man muss immer versuchen, das Beste aus jeder Situation zu machen. Daraus kann man auch wieder persönlichen Nutzen ziehen.»

Elena sei zu ihrer «grössten Lehrmeisterin» geworden, einer Lehrmeisterin in der langen Lebensschule. Nathalie de Beaufort freut sich, wenn sich ihre Kinder weiterentwickeln. Es ist für sie eine Genugtuung, in Hohenrain beruflich tätig sein zu können und eine sinnvolle Arbeit zu verrichten. Und sie ist dankbar für Unterstützung von Zeitgut und ihrem weiteren Beziehungsnetz.

Nicht nur in Italien ist es schön, auch Holland hat seine wunderbaren Seiten.

*Hans Graber*